

Die Rechnung

Von Hermann Volz

Es ist jetzt gerade zwei Jahre her, da sah ein Wiener Freund bei mir, und wir sprachen von Krieg. Zeitlang klang das damals, gar in der tiefen Salzburger Stille. Wir erfrachten selbst. Krieg? Woher denn das überhaupt noch? War das nicht längst widerlegt und aus der Welt hinweg, fortbewiesen? Ein fröhlicher Wunsch der Schwerindustrie vielleicht, aber unmöglich schon durch die wirtschaftliche Verflechtung der Völker unmöglich. Eine Unmöglichkeit, daß der Krieg ausgerufen ist! Doch der Freund gab nicht nach. Er nimmt sich Oesterreich zu Herzen, denn er hat den Glauben an Oesterreich. Unzufriedenheit mit unseren Zuständen ist häufig, Einsicht, wie geholfen werden konnte, selten. Entschlossenheit, zu helfen, fast nirgend. Sie wird auch nicht gewünscht, sie macht unbeliebt. Meinen Freund aber sieht das nicht an, denn er glaubt an Oesterreich, weil er nämlich Oesterreich kennt. Wer je die Wirklichkeit Oesterreichs erblickt hat, dem ist Oesterreich. Nur läßt sie sich ja nirgend sehen. Und das ist unser wahres Problem: sobald einmal Oesterreich wirklich zum Vorschein kommt, wird keinem mehr bangen, keiner mehr zweifeln. Aber wie bringt man es zum Vorschein? Das ist die Frage. Denn einer versteht es ja vor dem anderen, darin besteht doch unsere ganze Politik. Und nun folgerte der Freund: in Gefahren, in der Not war Oesterreich noch immer gleich wieder da, darum brauchen wir einen Krieg, nur ein äußerer Krieg bringt uns den inneren Frieden, im Kriege wird Oesterreich erscheinen.

Ich denke jetzt oft an jenes Gespräch vor zwei Jahren, in meiner tiefen Salzburger Stille. Damals war ich eher skeptisch. Es schien mir das eine gar zu verwegene Kur. Wie jähwundert auch heute noch davon, einen Krieg zu wollen, gar als Kalkül. Auch Bismarck hat den Krieg nie selbst gewollt. Wenn er einen Krieg brachte, hat er wollen, daß ihm der Krieg aufgedrungen werde. Das ist ein Unterschied, und nun kann man auch der Kalkül erst. Krieg gegen in das Gebiet eines höheren Willens als des unjenseitigen. Um aber den Entschluß des Freundes nicht zu fränken, ließ ich es bei der Frage bewenden, ob wir denn das Geld dazu hätten und woher. Und es schien mir toll, als er antwortete: „Geld? So viel Sie wollen. Dreimal so viel als wir brauchen! Geld genug für einen siebenjährigen Krieg. Es weiß ja niemand, wie reich wir sind! Und eben kein Mensch Oesterreich kennt, die Wirklichkeiten Oesterreichs kennt niemand, und der Oesterreicher schon gar nicht!“ Und er begann das alte Lied, ich aber blieb steif; bejahen werden wir uns das Geld ja, wenn es aber dann bezahlen heißt, wenn die Rechnung kommt, früher oder später, was dann? Der Freund wiederholte: „Wir sind viel reicher, als irgend jemand ahnt, und wenn wir das Geld brauchen, werden wir es immer haben, schon weil wir es ja mit einem bloßen Federstrich erpressen können!“ Und er fing mir vorzureden, Biffer um Biffer, wieviel wir allein schon an unserer Verwaltung erpressen könnten.

„Oft fällt mir das jetzt ein, denn jetzt wird ja manchem zumeilen schon ein wenig bang und er fragt bekommen: Wenn aber erst die Rechnung kommt, was dann? Es macht auch Mutigen Furcht, daß ja der Krieg auch im Frieden noch nicht durchgehalten werden müssen, solange bis er bezahlt ist. Neue Steuern also? Die würde jeder Stand auf den anderen walzen wollen, und so wären wir, eben durch den Krieg erst vereint, schon wieder uneins. Den höchsten Preis, den uns der Krieg gebracht hat, das selbige Gefühl der Entzweiung, darf uns der Frieden nicht gefährden. Neue Steuern wären ebenfalls und sie sind unnötig. Zahlen beweisen es. Wir brauchen gar keine neuen Einnahmen, nur kommen mit den alten aus, wenn wir nur an den Ausgaben sparen. Und schließlich, wenn wir mehr einnehmen wollen, können wir auch das ohne neue Steuern.“

Es war einmal in Oesterreich eine „Kommission zur Förderung der Verwaltungsreform“. Ihr Vater ist der Abgeordnete Professor Josef Redlich. Sie wurde mit großen Erwartungen begrüßt und dann, wie das schon geht, verhasst. Man hörte nichts mehr von ihr, bis man eines Tages hörte, daß sie jaust vertrieben war. Und jetzt ist nichts mehr übrig von ihr als zwei Bände. „Ein bieder bläulicher und ein dünner gelblicher“. Jener enthält die vom 21. Oktober bis zum 9. November 1912 veranfaltete „Enquete“ der Kommission, dieser einen „Bericht“ des Abgeordneten Redlich über die „Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der österreichischen Finanzverwaltung sowie Vorschläge zur Reform ihrer Verwaltung“. Aber es liest sie niemand; weder den Blauen noch den Gelben. Das ist schade. Denn es stehen allerhand tiefe Geheimnisse Oesterreichs darin, fruchtbringende Geheimnisse, jedoch für Oesterreichs darin, denn es steht noch etwas darin, was wir jetzt brauchen können: unsere Zukunft, die harte Zukunft, die wir haben. Es steht darin, wie reich wir sind.

Es ist jetzt übrigens eine kleine Schrift erschienen: „Oesterreichs Finanzen und der Krieg“, von dem Prager Sozialkrieger Meisel und dem Prager Professor Arthur Spiethoff verfaßt, in der vereinteren Kommission wieder auflebt. Es wird da gefragt, ob Oesterreich aus eigener Kraft einen größeren Zinsenaufwand machen kann. Die Frage wird bejaht, sofern wir nur, was wir einnehmen, jetzt schon einnehmen, sofern wir das dann nicht mehr unproduktiv verwenden, sondern damit wirtschaften lernen. Unsere Steuerkraft ist gut, unsere Einnahmen sind groß, alles wäre recht, nur fehlt unser Budget zu viel. Auf jeder Seite zeigt die kleine Schrift, wie reich wir sind! Es kann uns wirklich nichts geischen, wenn wir nur endlich unseren Reichtum auch gebrauchen lernen. Eigentlich stellt sich jetzt heraus, wie lang wir im Grunde waren, unwillkürlich, wie recht wir hatten mit unserer Forderungspolitik. Bald war ein Minister, den wir diesem, bald eine Vorkasse oder Wasserstraße, die wir jenen bewilligten, mit leichter Hand, um nur alle bei Laune zu halten, und wer nur irgendwem mit irgendwem verhandelt war, wurde gleich angestellt. Regieren ist ja bei uns die Kunst des Scheiterns. Wer aber gewohnt ist, viel zu verschleppen, hat es ja leicht, sich in knappen Zeiten zu helfen: er stellt einfach neue Einnahmen ein. Nein, wir brauchen neue Steuern nicht, wir brauchen nur etwas weniger neue Beamte. Wir sind reich genug, unser Reichtum kommt uns nur zu teuer. Aber einem Betrieb, der seinen Fehler hat, als daß er zu viel kostet, ist bald geholfen. Mein Freund hatte damals wirklich recht: ein Federstrich genügt. Was tut denn der einzelne, wenn's ihm gelegentlich einmal nicht mehr recht zusammengeht? Woran spart er zuerst? In den Trinkgelbern. Keiner werden das unjähig finden, aber es liegt am nächsten. An den öffentlichen Trinquettieren können wir so viel ersparen, daß, gar wenn wir noch mit den Steuern, die wir schon haben, nur auch endlich einmal vollen Ernst machen und nicht mehr gar so „kontinuität“ sind, kein Wort, das auf zehn Jahre verbant werden müßte, lo ließe es uns auch allen ist, alle Kosten damit gedeckt sind, die Kosten des Krieges nicht bloß, sondern auch die größeren Kosten des neuen Friedens.

Denn täuscht euch nicht: der alte Frieden kommt nicht wieder! Denn beizelten den harten Blick des neuen ertragen! Es wird ein Frieden sein, der den Krieg nicht verdrängen kann. Die trübsüchtige Ansicht des alten ist dahin. Wir haben zu tief in die Wahrheit geblüht; wir wissen jetzt zu viel, die Märchen sind uns vergangen. Das ist nur ein paar böse Träumen gilt, die darauf sinnen, den tiefen Frieden zu stören, das war so ein Märchen. Jetzt wissen wir: in jedem Worte lauert der Krieg uns auf. Immer müssen wir bereit sein! Gleich sind die Friedensfrüher, heißt es in der Schrift. Aber im persönlichen Text wird erst deutlich, was gemeint ist. Wirklich überlegt heißt es: die den Frieden tun, die Friedensbringer, die Friedensdiplomaten. Denn das ist ein fauler

Friede, der nicht an einer heiligen Kraft geboren ist und immer von neuem aus immer erneuter Kraft geboren wird. Frieden hat allein der Starke. Wer Frieden will, mache sich gefürchtet. Der wahre Friede ist nur die höchste Form des Krieges, der wahre Friede ruht auf der Macht des Starren, deren bloßer Anblick den Feind schlägt. Friedfertigkeit ist nicht, wer den Krieg fürchtet, sondern wer den Krieg nicht zu fürchten hat. Einen solchen Frieden der Durchschloßheit werden wir bereiten müssen, einen Frieden der höchsten Spannung aller österreichischen Kraft. Kraft aber wächst nur aus Erziehung. Kraft ist Sammlung. Kraft hat, wer von sich Gebrauch machen lernt. Das hat uns dieser Krieg gelehrt. So sind wir durch ihn modernen Lebens erst fähig geworden. Und es wird unter Tschiloff entschieden, ob wir uns dieses Krieges in dem Frieden, den er bringt, auch würdig zeigen werden. Ob wir der Krieg, Größeres muß kommen, die Helzzeit beginnt erst.

Zwei Jahresabschlüsse

In diesen Tagen sind die Rechenschaftsberichte der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks-Gesellschaft und des Bochumer Gusstahlvereins über das am 30. Juni abgelaufene Geschäftsjahr 1914/15 erschienen. Sie bestätigen auf neue die Tatsache, dass die großen Mammutkonzerne der Bergwerksindustrie mit ihren Riesenkapitalen und weilverzweigten ausgedehnten Betrieben den ungünstigen Einwirkungen des Krieges stärker unterliegen, als die kleineren und mittleren Unternehmungen. Ganz natürlich! Die mitunter unnatürliche Ausdehnung mancher Gesellschaften, die nicht immer einem wirtschaftlichen Bedürfnis entspricht, häufig aber auf den Spekulationsgeist einzelner Persönlichkeiten oder den Geschäfts- und Fusionierungstetigkeit Bankfirmen zurückzuführen ist, erfordert eine stark vergrößerte Absatzmöglichkeit. Die ist, wie die Verhältnisse nun einmal liegen — oder sagen wir, unter Vorwegnahme der wirtschaftlichen Aussichten nach Beendigung des Krieges — lagen, nur durch eine Vermehrung der Lieferungen nach dem Auslande zu erreichen gewesen. Mit dem Tage, da der Krieg die Ausfuhr ganz oder wenigstens zum grossen Teil unterband, war volle Beschäftigung für die grossen Werke, wie sie notwendig ist, damit die investierten Kapitalien nicht brach liegen und durch die Unterstellungskosten Verluste verursachen, nicht vorhanden. Das Ergebnis musste ein starker Rückgang der Gewinne sein. Anders bei denjenigen Gesellschaften, deren Wachstum von innen heraus erfolgt; die nicht durch fortgesetzte Kapitalerhöhungen, sondern durch eine sorgfältige Bilanz- und Dividendenpolitik ihre Betriebsmittel vermehren, indem sie bedeutende Rücklagen schaffen und so die verbenden Anlagen vergrößern konnten. Sie mussten es nicht ihren Absatz haben, aber sie konnten es und sie hatten den Vorteil, dass sie dabei nur das unveränderte Aktienkapital zu verzinsen brauchten. Ein deutliches Beispiel für diese beiden Arten von Entwicklung lieferte der Bochumer Gusstahlverein und die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks-Gesellschaft. Das Bochumer Unternehmen, das mit dem „kleinen“ Aktienkapital von 36 Millionen Mark arbeitet, verteilt für das letzte Geschäftsjahr 14% Dividende gegen 10% im Vorjahr; es konnte sie also um 4% steigern. Es weist in seinem Jahresbericht mit Stolz darauf hin, dass es ihm „dank seiner gutgestalteten Einrichtungen vergönnt gewesen ist, sich an den Lieferungen für Heer, Flotte und Eisenbahnwesen in bedeutsamem Umfange zu beteiligen“.

nach dem Gesetz vom 19. Juni 1901 nur Schriftwerke, das heißt Erzeugnisse einer schaffenden Geistestätigkeit; in dem Schriftwerk müssen Gedanken entwickelt sein. Nach diesem Recht würden die Herren von der Presse niemals auch nur einen Pfennig Geld erhalten können, denn Gedanken kann man nicht entwickeln und Gedanken einer schaffenden Geistestätigkeit haben sich nie bei ihnen gezeigt. Trotzdem sie es im Ernstfall, das heißt bei Honorarforderungen, wohl behaupten werden. Aber unter uns, sehr geehrte Herren, lagen wir über die schaffende Geistestätigkeit, lagen sie, wir wissen doch, wie so etwas gemacht wird.

Also August Stramm hat keine Gedächtnis nach der Vorrichtung des Gesetzes vom 19. Juni 1901 geschrieben und deshalb war er ein Künstler.

Und nach dem ungeschriebenen Gesetz der Unmenslichkeit soll ich Dich heute, Du liebster Freund, vor Demen würdigen, die Dich gestern nicht konnten und denen Du morgen nichts sein kannst, weil Du ihnen bis heute nichts warst. Wären sie Künstlermengen, so hätten sie aufgehört, als Deine Stimme zum erstenmal in ihre tauben Ohren dringen konnte. Die Taubheit wäre von ihnen abgefallen wie von Dir das Leben, gewaltig, unerbittlich, vernichtend und aufleuchtend. Sie hätte ihre Bestimmung zum Sinnen gebracht und der Sinn des Lebens wäre ihnen zum Leben des Sinnes geworden. Hätte ich alle die, die hören wollen, vor die korporelle Stimme Deines Wunders bringen können, wie die Worte durch Dich, aus Dir strömten, wie Du außer Dir und außer ihnen warst und wie sie sich in Dir sammelten. Wie Du, der starke Mann, der nebenlose, erschöpft hinanfiel, gnädig und gebogener, Gefäß für das Ewig-Bleibende, für das Gleichnis Kunst zu sein.

Aber sie fordern Gedanken. Jeder Gedanke ist ein Nachdenken. Jeder Gedanke ein Erinnerung. Darum soll Dir, Du liebster Freund, jeder Gedanke gehören. Das denken ich und Deine Freunde. Aber Deine Kunst ist gedankenlos. Und deshalb ist sie Kunst und ist sie. Sie sieht vor, was wir nachleben. Sie sieht nach, was die Andern einst gedacht haben werden. Sie ist und Du bist ein Denkmal des Denkens.

Und dieses Dein Denkmal steht in unserem Blut und in unserem Fühlen.

In uns Allen, die wir fühlen. Und die Ewigsten aus zeitlosen Jahrtausenden reichen Dir, August Stramm, die Hand. Gerwarth Walden.

Er machte sein Boot fest. Ihn war die Wölchung hinüber, der Zeit die keine Brücke, die in sanftem Bogen das Wasser überwältigt, ging durch das prächtige Tor und stand im Begleitigen. Angelus! Die Beschäftigten, meist zu zweien, kamen aus ihren kleinen Häusern, deren Fenster ihre Holzpanzer trugen, über den grossen Hofen Hof zur Kapelle. Ihre schwarze Tracht waltete bis zum Boden, und ihre weissen Kopfbedeckungen flatterten im leichten Sommerwind. Sie hatten den Kopf senkrecht in ergebener Andacht, und ihre Hände waren in den über die Brust gehalten Armen verflochten. Schon drängte der Wind in den Holzgängen. Er war überleben mit Einbrüchen und so empfindsam, daß ein Windhauch — er hüfste um seine Haare und zerzaufte sie — ihn hätte weinen machen können. „Wet für mich“, suchte es über seine Lippen. „Ihr habt das Leben wie ein blühendes Tal verlassen, der Tod ist euch der Gefährte aller glücklichen Stunden. Ihr Glücklichsten!“

Er rannte zu seinem Boot, und seine raschen Schläge trieben das leichte Gefährt immer weiter den schattigen Kanal hinunter, den Kai entlang, am Pelikanhaus vorbei, und die Silber, die Wölbe sah, waren sommerlich warm und schön.

(Fortsetzung folgt.)

August Stramm

Das Folgende bruden wir nicht wegen der absoluten Wahrheiten ab, die es etwa enthält. Aber dieser Metrolog Hermann Walden ist auf einen deutschen Hauptmann, der zugleich „futuristischer“ Dichter, ist ein einprägsames — jedoch, auch dies ein einprägsames Bild der Zeit.

Der Tod eines Menschen heißt die Gehirne der Lebenden. Sie stehen am Grab seiner Hoffung. Sie verdrängen uns mit guter Nachrede. Sie gönnen dem Toten den Platz unter der Erde. Denn er war keiner von ihnen auf der Erde. Sie suchten die Tatsachen seines Werks und sie fanden die eine: den Tod. Sie fanden sie in den Verfallenen vom Felde der Ehre, die Welt beständige es auf jedem zurückkommenen Brief, die Angehörigen beständig es in Tränen: Der Hauptmann August Stramm, Ritter des Eisernen Kreuzes, eingegeben zum Eisernen Kreuz erster Klasse, Inhaber des österreichischen Militärver-

dienstkreuzes mit der Sterndekoration für hervorragende Leistungen als Bataillonsführer in Galizien, Kaiserlicher Postinspektor im bitergerischen Dienst, ist am ersten September als Kompanieführer und als Leiter seiner Kompanie beim Sturmangriff in Russland gefallen, nachdem er sichig Verwundet und Stirne überlebt hatte. Ein Kesselschiff nahm ihn sofort die Bestimmung und zehn Minuten später war er tot. Am nächsten Morgen wurde er unter militärischen Ehren, geachtet und geliebt von allen Vorgesetzten und Kameraden, auf dem Friedhof bei Horodec begraben. Sein Leben währte einunddreiundzwanzig Jahre. Geboren war er am 29. Juli 1874 zu Münster in Westfalen. Er fiel, wie sie alle, ein stiller Held seiner Pflicht.

Und während er in Russland sich zu Tode kämpfte, beschäftigte sich die deutsche Presse unter Führung des „Dannoverischen Kuriers“ unterhielt selbst vom „Münsterischen Anzeiger“ mit einem Dichter August Stramm. Aus zahllosen deutschen Zeitungen heulen ihm die Journalisten zu, er möge vierzehn Tage in den Schützengräben gehen, das würde ihn kurieren. Denn erst nach seinem Tode lernen sie die Taten seines Lebens kennen, und während die Herren den Krieg redigierten, hatte er sie mit all den Anwesen seit dem zweiten August 1914 verteidigt. Ihn stand in Deutschland kein Verteidiger auf. Die Zeitungen, selbst im Nachrichtenendienst ohne Ausnahme, machten sich gute Laune und die schlechte Laune der Russen schrieben auf sie sich durch den Mund des Herrn Max Oppenheimer, dem offenbar Deutschland und Oesterreich nicht mehr sicher gegen erschienen und der sich in die Schweiz zurückzog, um sein Lebensproblem weiter zu lösen: eine Synthese zwischen Sokoloff und Greco auf Reinwand zu finden.

Was hatte August Stramm getan. Er war Künstler und das können die Literaten, die Literaturforscher und die Journalisten jeder Kunst nicht vertragen. Jedenfalls nicht vor dreißig Jahren. Und während die deutsche Presse das Urheberrecht des Künstlers durch unverschämten Nachdruck verletzte, hüfste sie sich verkehrt, weil man ihr die Rechte des Urheberrechts aberkannte. Ich wollte diesem Ungehörigen, Dichtungen zu bestimieren und sie zwischen Nachrichten heranzuziehen. Hierzu gibt es ein sehr einfaches Mittel, man muß Geld für Kunst fordern. Sofort verlieren die Herren Vertreter der Presse den Verstand und lüden ihn in der Kunst. Gefügt auf das Urheberrecht. Denn, sprechen sie triumphierend, Geld zahlen wir nicht, geschäft sind